

Laudatio für die beiden Preisträgerinnen des Dissertationspreises der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie

Emily Kelling und Jessica Wilde

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Mitglieder der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie,

wir freuen uns sehr, heute den Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie überreichen zu können. Dazu möchten wir die Preistragenden und ihre Dissertationen mit einer Laudatio würdigen, damit ihnen aber auch unserer breiteren wissenschaftlichen community mitgeteilt werden kann, welche herausragenden und spannenden Dissertationen ausgezeichnet werden.

Die Jury setzte sich neben mir als Vorsitzende wie folgt zusammen: Sigrun Kabisch, Leiterin des Departments Stadt- und Umweltsoziologie am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung – UFZ in Leipzig, Uwe-Jens Walther, emeritierter Professor der Stadt- und Regionalsoziologie der TU Berlin, Walter Bartl, PostDoc am Institut für Soziologie der Universität Halle. Ich möchte mich an dieser Stelle für die inspirierende und gute Zusammenarbeit bedanken!

Wir 4 haben alle 12 eingereichten Arbeiten entsprechend der Zielstellung des Preises einer Bewertung unterzogen und die offiziellen Auswahlkriterien des Preises waren nicht nur, dass die Arbeit stadt-, regional- und/oder raumsoziologisch relevant sein muss, sondern auch, dass sie etwas Neues, eine neue Perspektive für die Stadtsoziologie bieten muss; sie sollte vor allem soziologisch orientiert sein, kann jedoch auch inter- oder transdisziplinäre Perspektiven enthalten, und sie dient im Idealfall der gegenstandsbezogenen Profilierung der gerade Promovierten.

So sind sehr viele und sehr gute Arbeiten aus der Soziologie, aber auch aus den weiteren Urban und Spatial Studies, wie etwa Geographie, Politik-, Planungs- und Kulturwissenschaften, sowie Architektur eingereicht worden. Die 12 eingereichten Arbeiten deckten dabei das breite Spektrum der soziologischen Raum- und Stadtforschung sehr gut ab. Diese Breite ist natürlich erfreulich. Interessanterweise gab es aber dieses Jahr keine einzige regionalsoziologische Arbeit. Das nur am Rande. Das Spektrum reichte von eher klassischen Themen (wie z.B. zur suburbanen Lebensweise) bis hin zu aktuellen Thematisierungen (z.B. zu Resilienz, Beteiligung über digitale Medien oder Urban Commons); sie

bilden spezielle disziplinäre Vertiefungen ab (z.B. von der Architektur-, Planungssoziologie bis zur Raum- und die traditionelle Stadt- und Wohnsoziologie) und haben jeweils unterschiedliche Nähe zur Praxis (z.B. wenn es um Flüchtlings-, Sozialpolitik geht oder zu, Technische Infrastruktursystemen). Primär theoretisch-konzeptionell orientierte Arbeiten finden sich ebenso wie empirisch und /oder rein praxisbezogene Verwendungsforschung (wie etwa zu Partizipation). Trotz dieser Breite versuchen nicht wenige unter ihnen, auch bei thematischer Eingrenzung und disziplinärer Spezialisierung den Bezug zum Mainstream der stadt- und regionalsoziologischen Tradition empirisch wie konzeptionell herzustellen.

So haben die Sichtung und Auswahl einer sehr intensiven Diskussion bedurft und **die Auswahl** fiel entsprechend sehr schwer. Nach einer ersten Sichtung und dem Erstellen einer Shortlist unter Berücksichtigung der vorab definierten Kriterien, stachen 2 Arbeiten ganz besonders heraus, vor allem in ihrer sehr hohen wissenschaftlichen Qualität, der Innovation in Ansatz, der Methodik und Bearbeitung und Relevanz für die stadt- und regionalinteressierten Wissenschaftler*innen, aber auch darüber hinaus. Dabei liegen die beiden ausgewählten Arbeiten nahe an den Kernbereichen der stadt- und raumsoziologischen Theorie und Forschungstradition, sie setzen sich aber zugleich auch sehr kritisch damit auseinander und gelangen zu neuen und zeitgemäßen Akzenten oder Neuausrichtungen bzw. schließen beide an etablierte Diskurse in der Stadt- und Raumsoziologie an, erweitern diese aber in sehr innovativen kritischen Weisen.

Die beiden ausgezeichneten Arbeiten sind: Jessica Wildes Die Fabrikation der Stadt – Entwurf einer Stadtforschung auf der Grundlage der Soziologie Bruno Latours und Emily Kellings URBAN INFORMALITY: SPACE, POWER, AND LEGITIMACY IN ADDRESSING LONDON'S HOUSING NEED.

Ich möchte nun kurz die beiden Preisträgerinnen vorstellen, bevor ich auf die beiden ausgezeichneten Arbeiten selbst mit ihrer jeweiligen Zielstellung, Theorie, Methodik und empirischen Ergebnisse eingehen.

Jessica Wilde arbeitet seit 2018 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Projektkommunikation Hagenauer GmbH in Potsdam wo sie im Bereich soziale Wohnungswirtschaft, Stadtentwicklung, und Sozialraumanalysen tätig ist. Zugleich ist sie seit 2015 Lehrbeauftragte am Arbeitsbereich Allgemein Soziologie, Philipps-Universität Marburg, wo sie zuvor auch als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Allgemeine Soziologie

gearbeitet und promoviert hat. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Soziologische Theorien sowie Stadt- und Raumsoziologie. Von 2002 bis 2008 studierte sie Politikwissenschaft, Soziologie und Friedens- und Konfliktforschung an der Philipps-Universität Marburg. Wir sehen hier also eine starke theoretische Ausrichtung, was sich auch in ihrer Dissertation zeigt.

Emily Kelling arbeitet seit Anfang 2021 am Fachgebiet für internationalen Urbanismus und Design am Institut für Architektur, davor war sie an der TU Berlin lange am Institut für Soziologie beschäftigt, wo sie auch 2020 promoviert hat. Ihre Forschung umfasst Stadtforschung, Wohnungswesen und Fragen zu Raum, Politik und Macht. Ihr besonderes Interesse gilt der Verbindung von Soziologie mit architektonischen Instrumenten wie etwa Mappings.

Momentan arbeitet sie an einem Forschungsprojekt zur Entwicklung gemeinsamer Lehrformate mit dem Indian Institute for Human Settlements in Bangalore und dem African Center for Cities in Kapstadt, das von der Bosch Stiftung finanziert wird. Vor ihrer Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin studierte sie bis 2012 urban development planning an der Bartlett Development Planning Unit am University College London und machte ihren Bachelor in Liberal Arts and Sciences, genauer gesagt an der Schnittstelle von social sciences und humanities, an der Maastricht Universität in den Niederlanden.

Kommen wir zu den Arbeiten. Ganz kurz zusammengefasst: Jessica Wilde's "Die Fabrikation der Stadt – Entwurf einer Stadtforschung auf der Grundlage der Soziologie Bruno Latours", die bereits bei transcript unter gleichen Namen publiziert wurde, stellt eine eher theoretisch-grundlagenbezogene Arbeit dar, die Impulse und Übertragbarkeit eines in anderen Disziplinen der Soziologie erfolgreich verwandten Theorieansatzes prüft und systematisch versucht, konzeptionell die actor-network-theory in kritischer Auseinandersetzung mit z.B. der Chicago-School Theorie-Tradition für die Stadtsoziologie fruchtbar zu machen.

Dagegen stellt die zweite nun preisgekrönte Arbeit von Emily Kelling einen grundsätzlichen Versuch der Reformulierung von städtischer Informalität und Wohnbedürfnissen dar, die dabei viele verwandte Topoi der Stadtforschung systematisch auf soziologische Grundbegriffe bezieht .

Nun werde ich die beiden Arbeiten im Detail vorstellen und dabei herausstellen, warum wir sie mit dem Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie auszeichnen.

Die Fabrikation der Stadt. Eine Neuausrichtung der Stadtsoziologie nach Bruno Latour von Jessica Wilde ist eine theoretisch- grundlagenbezogene Arbeit, die sich als Plädoyer und Streitschrift für eine grundlegende Neuorientierung der Stadt- und Regionalsoziologie versteht. Sie prüft die Impulse und Übertragbarkeit eines in anderen Disziplinen der Soziologie erfolgreich verwandten Theorieansatzes.

Zum Inhalt: Während Hans Linde bereits 1972 in Sachdominanz von Sozialstrukturen (1972) angeregt hat, den Forschungsgegenstand Stadt explizit als spezielle, sachvermittelte soziale Verhältnisse zu begreifen, womit Artefakte der Arbeit von Ingenieur*innen, Planer*innen und Architekt*innen gleichberechtigte mit menschlichem Handeln verbundene Objekte der Forschung wären, hat es seitdem immer wieder in der Stadt- und Regionalsoziologie Versuche gegeben, die spezifische Rolle von Artefakten wie etwa technischen Infrastrukturen in die Theorie und Empirie der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung zu integrieren. Der actor-network-Ansatz (ANT) des französischen Soziologen Bruno Latour stellt dabei wohl eine der letzten und wohl umfassendsten dar, der in anderen Bereichen der Soziologie – wie etwa der Techniksoziologie – längst erfolgreich verwendet wird. Hier setzt die Arbeit von Jessica Wilde ein. Sie versucht nun in einer systematischen Exegese von Latours Werks, konzeptionell die Vorzüge der Actor-network-theory und seine Auffassung von Soziologie zu demonstrieren. Das übergeordnete Ziel der Arbeit ist mit ANT aufbauend auf der Soziologie Bruno Latours ein stadtsoziologisches Forschungsdesign zu erarbeiten. Dabei steht Latour als Orientierungsposten für die Dissertation und Jessica Wilde analysiert mit dieser Brille wie die Stadt und was in der Stadt zu untersuchen ist. Die Arbeit ist dabei eher konzeptionell-programmatisch angelegt und nicht empirisch; ANT dient dabei als 'Reiseführer durch die Stadt' bzw. stellen die Kapitel überzeugend ganz unterschiedliche Aspekte der Exegese von Latours Theorie und Analysen vor.

Die Autorin hat dafür nicht nur eine äußerst sachkundige Einführung in Latours Werk erarbeitet; sie zeigt überzeugend auch vor allem diejenigen Grundlinien seines Denkens auf, die für stadtsoziologische Fragestellungen relevant sind. Sie zeigt, wie Latours Ansatz darauf zielt, Phänomene wie die Stadt nicht als „Container“ vorauszusetzen oder als Ergebnis von Klassenlagen zu betrachten, sondern sich den konkreten Praktiken ihrer Herstellung zuzuwenden. Wie werden Makroakteur*innen handlungsfähig? Wie werden Strukturen strukturiert? - So ließen sich zentrale Fragen der Latourschen Soziologie umschreiben. Eine wichtige Theoriefigur ist die Herstellung von actor-networks aus heterogenen Elementen, zu denen neben Menschen maßgeblich auch Dinge

und deren Materialität gehören. Stabile Akteur*innen-Netzwerke können aber zu unhinterfragten Black Boxes werden; deshalb sind Krisen und Störfälle forschungsstrategisch wichtig, um ihre Fabrikation zu analysieren.

Jessica Wilde's Arbeit zeigt also, was mit Blick auf die Stadtsoziologie eine Latoursche Perspektive bedeutet, sich mit den Berufspraktiken von Architekt:innen, Stadtplaner:innen, Verwaltungsmitarbeiter:innen, Baumeister:innen sowie anderen Werkträgern intensiver auseinanderzusetzen, deren Arbeit bisher oft unsichtbar blieb. Dabei geht es nicht einfach nur um eine Valorisierung vernachlässigter Tätigkeiten, sondern auch darum, die in diesen Praktiken imaginierten Nutzer:innen und sozialen Beziehungen zu rekonstruieren. Die Autorin kann also überzeugend aufzeigen, dass man mit Latour die verzerrte Vorstellung von urbanen Infrastrukturen als Black Boxes, die automatisch funktionieren, aufbrechen kann. Mit Latour lassen sich so auch die Sozio-Logiken entschlüsseln, die in die Dinge inskribiert sind und die einen sanften Zwang auf ihre Nutzer:innen ausüben. Jessica Wilde geht dabei über Latour hinaus, indem sie seine Annahme der widerständigen Materialität von Dingen dafür nutzt, zu einer genaueren Analyse von urbanen Verfallsprozessen aufzurufen. Das heißt auch, dass mit Latour Stadtpolitik zu Designpolitik wird. Design wird dabei weit gefasst und die im Designprozess entstehenden Dinge sind umso stabiler, je mehr Interessen sie binden können, wodurch die Autorin die Latoursche Soziologie mit einem Potenzial zur Konflikt- und auch Ungleichheitsanalyse auszeichnet, das bisher noch viel zu selten ausgeschöpft wurde.

Kurz zum Aufbau der Argumentation und der Arbeit: Kapitel 1 zeigt, wie zentrale Elemente von Latours Techniksoziologie besonders für die Analyse von soziotechnisch geprägten Gegenstandsbereichen der Architektur, Stadtplanung und des Urban Design fruchtbar gemacht werden. Wiederum am Beispiel Berlin sucht Kapitel 2 die durchgängige Künstlichkeit der Metropole und der Produktion von Stadt und Städter*innen generell zu demonstrieren. Kapitel 3 sucht in kritischer Auseinandersetzung mit der Chicagoer-School- Theorie-Tradition für die Stadtsoziologie Parallelen und Differenzen zur Theorie der Stadt als soziotechnisches System, während Kapitel 4 am Beispiel Berlin einen beobachtungstheoretischen Bezugspunkt für die Argumentation wählt. Kapitel 5 fokussiert sich dann auf die politische Dimension des Latourschen Theorieprogramms.

Die Arbeit hat somit keine geringere Absicht als den eines Paradigmenwechsels („eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft“, Latour); sie verfolgt das unverkennbar dekonstruktive Ziel, das bisherige „stadtsoziologische

Betriebssystem“ durch ein neues zu ersetzen. Besonders heraus zu stellen ist dabei, dass die Arbeit wichtige Grundlagen und Impulse für eine gründlichere, angemessenere und substantiellere Auseinandersetzung mit dem Latourschen Programm liefert, als dies bisher der Fall war, ersetzt sie dabei aber nicht. Sie tut dies in einem sehr einladenden Duktus, der zahlreiche Anschlussstellen in der vorhandenen Literatur ausweist. Das Aufzeigen von Anschlussstellen hat den Preis, dass die Abgrenzung zu konkurrierenden Ansätzen bemerkenswert knapp ausfällt. Z.B. rekurriert die Autorin nur exemplarisch auf die Chicagoer School, die sich zwar, wie Latour, am amerikanischen Pragmatismus orientiert, bei der aber Sukzessionsprozesse vergleichsweise abstrakt bleiben. Mit Latour müssten in solchen Prozessen Ross und Reiter viel genauer benannt werden. Wenn das geschieht, dann werden diese Prozesse wieder als prinzipiell gestaltbar konzipiert. Damit zeigt Jessica Wilde auch, wie man mit Latour auch eine wirkliche Brücke zur Praxis bauen kann.

Wir freuen uns also mit dieser Arbeit eine Dissertation auszuzeichnen, die eine fulminante, überzeugend geschriebene, an Metaphern und konkreten Beispielen reiche Schritt-für-Schritt Exegese des Latourschen Theorie- und Erkenntnisprogramms darstellt. Sie überzeugt durch Sachkunde und einen tollen argumentativen Stil und wirbt dabei überzeugend, mutig und leichtfüßig für eine Neuausrichtung der Stadtsoziologie. Herzlichen Glückwunsch Jessica!

(Jessica Wilde: Die Fabrikation der Stadt – Entwurf einer Stadtforschung auf der Grundlage der Soziologie Bruno Latours, 479 S. insg., 452 S. Textabhandlung)

Kommen wir zur zweiten ausgezeichneten Arbeit, Emily Kelling's Dissertation zu Urban Informality: space, power and legitimacy in addressing London's housing need . Sie ist ein ganz grundsätzlicher und umfassender Versuch einer Kritik und Rekonzeptualisierung von städtischer Informalität. Dieser vielverwandte Topos der Stadtforschung wird in der Arbeit systematisch auf soziologische Grundbegriffe bezogen und gleichzeitig in einer beeindruckenden Weise für die empirische Erforschung fruchtbar gemacht.

Im Zentrum der Arbeit steht die Frage, wie urbane Informalität am Beispiel von Wohnunterkünften hergestellt wird. Mit diesem Fokus markiert Emily Kelling, dass die Unterscheidung von Formalität und Informalität auf Begriffen beruht, die in ihrem Untersuchungsfeld jeweils als Ressource verwendet werden, um

Wohnsituationen sowohl zu beschreiben als auch zu bewerten. Damit die Autorin diese binäre Unterscheidung selbst nicht einfach reproduziert, entwickelt sie einen äußerst präzisen Analyserahmen und macht diesen anschließend virtuos empirisch fruchtbar. Zentrale These ihrer Arbeit ist, dass die Unterscheidung von Formalität und Informalität in den sogenannten „spatial games“ ihres Untersuchungsfeldes dazu dient, inadäquate Wohnverhältnisse aufrecht zu erhalten, statt sie effektiv zu beseitigen.

Einen fundamentalen Grund für inadäquate Wohnverhältnisse sieht Emily Kelling darin, dass es mehr Bedarf als Angebot an erschwinglichen Wohnungen gibt. Bisher sind inadäquate Wohnverhältnisse als Antwort auf die Wohnungsnot in London ein politisch und akademisch weitgehend übersehenes Phänomen geblieben, obwohl es real weit verbreitet ist. Wie ist diese Diskrepanz zu erklären?

Emily Kelling argumentiert, dass der strategische Umgang mit Formalität und Informalität der Beteiligten zu dieser weitgehenden Latenz beigetragen hat. Die Arbeit will also den in städtischen Analysen, speziell bei der unzureichenden städtischen Wohnungsversorgung, viel benutzten Begriff der Informalität von ungeprüften Annahmen befreien, um sie für empirische Studien konzeptionell zu reformulieren.

In einem ersten Schritt identifiziert sie dafür insgesamt sechs Debattenlinien, die alle in das einfließen, was sie als die „eigentliche städtische Informalitätsdebatte“ der letzten 3 Jahrzehnte bezeichnet. In einer ausführlichen ideengeschichtlichen Analyse legt sie dann damit deren Annahmen frei. So kann Emily aufzeigen, warum die hohe und andauernde Attraktivität des Begriffs nicht trotz, sondern gerade wegen seiner mannigfachen Unschärfen einem Alleskleber gleich auch die unterschiedlichsten Interessen und Themen bedienen und zusammenbringen kann – z.B. städtische Armut, Kritik am Staatshandeln, oder Privatisierungsprozesse.

Zugleich kann Emily Kelling im Anschluss daran erfolgreich in einem zweiten Schritt die konstitutiven konzeptionellen Elemente der Reformulierung städtischer Informalität und deren Beziehung untereinander herauspräparieren: Legalität/Illegalität, Tolerabilität/Legitimität und Regulation. Diese werden drittens in einem klassischen Operationalisierungsschritt in konkreten, situierten, politischen Prozessen konzeptualisiert. In einem letzten, vierten, Schritt demonstriert sie in einer aufwendigen und ausführlichen Fallstudie über die unzureichende Wohnungssituation des substandard-Wohnens in London.

Besonders hervorzuheben ist die Entwicklung und Nutzung der „spatial games“, Codes und Konventionen - als Leitbegriffe der Theoriearbeit. Mit Friedberg

analysiert Emily Kelling dann, Macht und ihre Legitimität in Raumspielen (wer kann wem was zumuten/antun). Ich versuche das kurz nachzuzeichnen: Legitimität ergibt sich nicht fraglos aus formalen Codes, sondern wird durch konventionalisierte Interpretationen von Codes ausgehandelt. In „spatial games“ sind deshalb unterschiedliche Modalitäten von Legitimität zu beobachten, die Emily Kelling zufolge lokal variieren. Weiter wird dann das Konzept der „brauchbaren Illegalität“ von Luhmann, um zu verdeutlichen, dass Phänomene, die formal nicht vorgesehen sind, besonders dann nicht aus der Welt geschafft werden, wenn sie ignoriert oder durch konventionelle Interpretationen gerechtfertigt werden können. Unter Codes dagegen versteht Emily Kelling formale Regeln, übliche verbalisierte Beschreibungen, sowie wiederkehrende räumliche Anordnungen, die sinnlich – d.-h. primär visuell – wahrnehmbar sind. Konventionen hingegen definiert die Autorin – im Anschluss an Giddens – als übliche Praxisformen. Für die Analyse von Raumspielen ist außerdem die Arbeit von Martina Löw zentral, als damit Konventionen der Produktion von Raum als Perzeptionsleistung verstanden werden können. Räume werden also durch diskursive und materielle Codes definiert und für die Beobachtenden als sinnvoll erkennbar. Grundlage für die codes, conventions und spatial games ist die Analyse von (Presse-) Dokumenten, die öffentlich verfügbar sind, Expert:inneninterviews und teilnehmender Beobachtungen. Neben diesem präzisen und ausgeklügelten und sehr nachvollziehbaren Analyserahmen und methodologischen Ansatz, vereint die Dissertation mehrere fantastische Vorzüge: erstens die gründliche ideologiekritische Auseinandersetzung mit einem der zentralen Analysebegriffe der Stadt- und Regionalforschung - beyond binary thinking -, zweitens dessen grundlegende konzeptionelle Reformulierung und operationale Konzeptualisierung, die schlüssig aus ihrer Kritik hervorgeht und an basale Dimensionen soziologischer Theorie anschließt; und drittens der Nachweis dessen Fruchtbarkeit und Tragfähigkeit im Explorationsmodus einer empirischen Fallstudie; viertens die schon angesprochene methodisch versierte Kombination von Literatur- und Dokumentenanalyse, qualitativer Interviews und ethnographischer Feldforschung - hier ist auch die sensible Annäherung und Arbeit mit Menschen, die in Informalität leben müssen besonders zu betonen.

Bereits wegen der ersten beiden Qualitäten ist die Arbeit für die Stadt- und Raumsoziologie bereits von grundlegender Bedeutung. Besonders beeindruckt hat uns auch die umfassende Ausarbeitung der Historie und der Ausprägung urbaner Informalität einschließlich der Bezugnahme auf Architektur und Ästhetik, und politische Diskussionen um Wohnungsmangel. Insbesondere in diesem Kontext ist die Dissertation von Emily Kelling zudem preiswürdig, weil sie auch zeigt, wie selektive Raumcodes die öffentliche Aufmerksamkeit auf

einzelne Aspekte der Wohnungsnot in London lenken, deren strukturelle Ursachen dabei jedoch ausgeblendet bleiben. Somit kann London weiterhin als wohlgeordnete Stadt gelten, in der das Recht auf Privateigentum gesichert ist. „Informelle Urbanität“ als prekäre Wohnsituation existiert dann immer ausschließlich ‘woanders.’

Kurz: die Arbeit von Emily Kelling zeigt Stadtsoziologie bei der Arbeit: Sie präsentiert minutiös die Arbeit am Begriff, der De- wie Rekonstruktion und mit der Empirie, statt diese in ihrem Ergebnis unsichtbar zu machen. Wir freuen uns daher sehr auch Dir den Sektionspreis für Deinen tollen Beitrag zur theoretischer Fundierung der Befassung mit Informalität und Wohnungsnot bzw. zu SPACE, POWER, AND LEGITIMACY IN ADDRESSING LONDON’S HOUSING NEED zu überreichen. Herzlichen Glückwunsch!

(518 S. insg., 481 S. Textabhandlung)

Anna Steigemann, Sigrun Kabisch, Walter Bartl, Uwe-Jens Walther